

DER HAUBENTAUCHER

Es könnte anders sein, dachte sie, es gibt nichts, was man nicht ändern kann, man muss nur wollen. Wie es ihr gelänge und wie es dann wäre, dachte sie sich aus, während sie schwamm.

Für drei Wochen, mit Option auf Verlängerung, hatten sie das Haus im Salzkammergut gemietet. Etwas außerhalb des Dorfes gelegen, nicht größer als ein Gartenhaus und in unmittelbarer Nähe des Seeufers, nur Wohnküche und Schlafraum, aber mit allem Komfort, sonst hätte er sich nicht gleich von Anfang an so wohlgefühlt.

Wohlfühlen bedeutete für ihn: gut arbeiten können. Sie hatte Ende April die Annonce entdeckt, er war skeptisch gewesen, wie bei allem, was von ihr ausging, aber nach einigen Rückfragen, die befriedigend beantwortet worden waren, hatte er sich überzeugen lassen: Das war der richtige Ort für den Abschluss der Arbeit, die Durchsicht des Manuskripts, bevor der wissenschaftliche Artikel in Druck ginge. Sie würde zum Schluss wie jedes Mal vor einer Freigabe Korrektur lesen, denn selbst dem modernsten RS-Programm misstraute er, der Genauigkeitsfanatiker. Sieben fehlende Beistriche in seiner vorigen Arbeit waren ihre stolze Ausbeute gewesen, zuerst angezweifelt, dann doch gesetzt.

Sie war mit dem Auspacken der Koffer beschäftigt, als er bereits am Schreibtisch saß, das heißt am Küchentisch – und sie kannte sich aus: Von jetzt an durfte sie sein Revier, die Wohnküche, nur betreten, um zu kochen und gemeinsam mit ihm zu essen. Er rief: Hab Hunger!, und sie kam herein; er streckte sich, knackte mit den Fingerknöcheln, drehte mehrmals den Kopf von links nach rechts, sicherte das Dokument im Laptop, schob Bücher und Mappen beiseite, um eine Tischhälfte für die Mahlzeit frei zu machen, die hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten ließe, und schaute blinzelnd zum Fenster hinaus, als

bemerke er mit Staunen, dass draußen die Natur wartete. Auf ihn wartete sie umsonst.

Wozu sind wir an diesem herrlichen See, mein Lieber?, fragte sie leise, während sie am Herd wirkte, du nimmst ihn gar nicht wahr.

Er hatte es nicht gehört, egal. Ein fleißiger Mensch, ihr Mann! Wie sie ihn liebte – oder geliebt hatte. Bewundert hatte. Nicht allein wegen seines Fleißes, aber doch auch, wenn sie ehrlich war. Schließlich gab es dank seines immerwährenden Arbeitseifers nie finanzielle Engpässe, sondern beständigen und angenehmen Luxus, er war nicht knausrig. Hätte sie ihr weiteres Leben lang nur das Gehalt einer Reisekauffrau gehabt – sie hatte die Stelle aufgegeben, weil er ihr eingeredet hatte, es sei besser, nur eine gute Hausfrau zu sein als Reisevermittlerin und eine weniger gute Hausfrau, besser für ihn natürlich, hatte er schmunzelnd zugegeben –, wäre sie weiterhin günstig in alle Teile der Welt gereist, zwischen den Reisen hätte sie aber knapp kalkulieren müssen.

Na ja, für eine Person hätte es gereicht, dachte sie und überlegte weiter: Wäre ich allein und unabhängig geblieben, bräuchte ich keine große Wohnung, kein Auto (am liebsten fuhr sie mit Bahn oder Bus), es wäre billiger und einfacher. Sogar die Liebe wäre einfacher!

Sie lachte bei dem Gedanken laut auf und schaute sich um, als vermute sie einen Zuhörer oder eine Abhöranlage. Dabei fiel ihr Blick in den Garderobenspiegel. Er zeigte eine Frau mittleren Alters mit mittellangem Haar, noch feucht vom letzten Bad im See, eine blauweiße Schürze umgebunden, darunter ein zyklamfarbenedes T-Shirt und grüne Shorts, Beine und Arme gebräunt und von etlichen roten Schwellungen verunziert (eine Plage, diese Gelsen!), die abwechselnd juckten und sie unruhig machten. Sie kratzte sich am Kinn und zupfte eine Haarsträhne vom Nasenrücken. Der Pony gehört gekürzt, stellte sie fest. Überhaupt sah die Person im Spiegel ein wenig vernachlässigt

aus, nicht unbedingt einladend für einen Mann. Falls er sie denn bemerken sollte ...

Einen Moment lang verlor sie ihre gute Laune, aber der Gedanke, wie einfach Liebe sein konnte, heiterte sie wieder auf. Wenn man wollte, wenn beide Beteiligten wollten, sich anschauen und ohne Worte sagten: Jetzt – komm mit! Herrlich.

In ihrer Ehe war die Liebe in den letzten zwei, drei Jahren kompliziert geworden. Der eigentliche Akt verlangte das genaueste Zusammenspiel von erfüllten Bedingungen. Manchmal zählte sie für sich die Zutaten auf, die nötig waren, damit »es« geschah: richtige Tageszeit und Temperatur, eine schmackhafte Mahlzeit, pünktliche Verdauung und pünktliche Postzustellung, flottes Vorankommen bei der Arbeit, auch das Radioprogramm und die Telefonate mit dem redaktionellen Berater hatten Einfluss – lauter Voraussetzungen männlicherseits. Von ihrer, der weiblichen Seite wurde stillschweigend erwartet, dass jederzeit alles möglich war. Das läge im Wesen der Frau, glaubte der Mann felsenfest, und, leicht nachprüfbar, sozusagen mit einem einzigen Handgriff, auch in ihrer Physis, womit er das Vorhandensein einer funktions-tüchtigen Scheide meinte, und war sie, die Vulva (das dafür von ihrem Mann bevorzugte Wort) einmal nicht genügend hormonell-harmonisch feucht, was bisher kaum vorgekommen war, weil diese seine Frau rundherum und somit auch vaginal eine gesunde Frau war, half man ungeniert mit Vaseline aus dem Medikamentenschrank nach. Das war überhaupt eine schnell wirksame Methode. Ruck-zuck. Es tut jedenfalls nicht weh, dachte sie.

Es gab keine Ausreden, weder Migräne noch prämenstruelle Beschwerden, und keine interessanten Beschäftigungen, die sie daran hindern hätten dürfen, bereit zu sein. Bereit, dem Mann, der in Stimmung war, als nützliches Löchlein (auf ein solches fühlte sie sich degradiert, wenn sie mies drauf war) zu dienen. Es belastete sie nicht übermäßig, weil die Gelegenheiten seltener wurden, je mehr berufliche Erfolge ihr Mann hatte. Inzwischen war sie so weit, dass sie dachte, es mache ihr nichts aus, wenn er

ein oder sogar mehrere andere »Löchlein« zur Verfügung hätte. Vielleicht hatte er das ohnehin, wer weiß, sie brauchte keine Gewissheit darüber, wollte sich die Lochbesitzerinnen nicht vorstellen. Nachspionieren kam nicht in Frage. Sie war Realistin, ließ aber gern etwas in der Schwebel. Und nie hatte sie verlangt, dass er alles offenlegte, was seine Unternehmungen, wissenschaftliche oder nicht wissenschaftliche, betraf.

Was er öfters mit ihr diskutierte, wobei diskutieren das falsche Wort war, denn er liebte es, Monologe zu halten: Bau- und Funktionsweise des weiblichen Körpers ermöglichen es, dass eine Frau ohne jede Schwierigkeit zehn Männer nacheinander bediente (siehe Berufsbild Prostituierte), während es bei einem Mann für zwei, allerhöchstens drei Frauen pro Tag reiche. Bei jungen, kräftigen, ausgeruhten Männern, zu denen er sich vernünftigerweise nicht mehr zählte.

Und was schließt du daraus?, fragte er. Nichts, sagte sie, aber du magst recht haben.

Ich weiß nicht, ob Adam auch so berechnend war, dachte sie, der hat sich doch angeblich gefreut, als ihm Eva zur Gefährtin geschenkt wurde, völlig überraschend. Von Gott. Oder von der Schöpfung. Und Adam hörte auf Eva, ließ sich verführen, nicht wahr? Bezüglich des großen Unterschieds zwischen den Geschlechtern widersprach sie ihrem Mann nicht, das war sinnlos. Ja zu sagen war viel leichter! Und im Prinzip gefiel ihr der Unterschied. Sehr sogar.

Lieber als eine solche »Diskussion« wäre ihr gewesen, sie hätte einen oder mehrere Finger im Slip gespürt, tastend, streichelnd, spielend und vorbereitend, denn so hätte sie sich gern vorbereiten lassen – das verstand sie unter Zärtlichkeit: ein vorsichtiges Herantasten ohne Eile, ein Fragen mit neugierigen Fingern, ein zärtliches Anklopfen und Vorfühlen, kein Hoppla, schau, hier bin ich! – und schon stößt die Männlichkeit zu.

Vor der Ehe hatte sie nicht nur in der Filiale des Reisebüros gearbeitet, sondern auch als Fotografin für Werbeprospekte, sie

testete Hotels und dokumentierte, was sie beim Testen erlebte. Zweimal nahm sie an einem Kurs der Prager Fotoschule im mühlviertlerischen Schloss Weinberg teil. Jetzt fotografierte sie hobbymäßig, mit Liebe und Ausdauer, sie hatte einen Fotoapparat zum Freund. Es war ihr dritter. Der praktischste: Digital zu arbeiten war ein Vergnügen, sie war genauso ambitioniert wie früher mit der Spiegelreflexkamera, auf die sie stolz gewesen war und die nun im Lederetui aufbewahrt wurde.

Einziges Objekt, das für sie tabu war: ihr Mann. Seit ein Foto, das sie unbemerkt von ihm gemacht und weitergeleitet hatte, vom Verlag für einen Klappentext verwendet worden war, galt das Gebot: Niemals mit der Kamera in seine Nähe! Auf dem Schnappschuss war er sich lächerlich vorgekommen, weil er weniger intellektuell ausschaute als gewohnt, er lächelte nämlich. Lächeln zählte seiner Ansicht nach zu den intimen Tätigkeiten, die weder festgehalten noch veröffentlicht werden durften. Ein wissenschaftliches Buch sei kein Groschenroman, basta! Er wollte streng und konzentriert aussehen für die Leserschaft, so wie er sich selbst sah. Sie erklärte sich das mit dem Vorschreiten des Alters. Während sie glaubte, sich nicht verändert zu haben, registrierte sie an ihm viele kleine Veränderungen. Oder hatte sie früher manches Detail übersehen?

Sie hatte auch Nacktfotos von ihm gemacht, in der ersten Begeisterung der Ehe, das hatte seine männliche Eitelkeit genährt, aber was sie sich insgeheim gewünscht hätte, nämlich, dass er sagte: Und nun bist du dran, ich fotografiere dich!, war ausgeblieben, sie räkelte sich vergebens vor ihm. Er fotografiere nur mit den natürlichen Linsen, die er im Kopf trüge, sagte er, und das tat er so lange, bis er seine Frau von Kopf bis Fuß und rundherum kannte. Dass man danach uninteressant wie ein altes Spielzeug wurde, das in der Ecke lag, enttäuschte sie. Wochen mit leichten Depressionen waren die Folge, sie trank Johanniskrauttee, täglich eine ganze Kanne, es half.

Der See war um acht Uhr früh noch kalt, aber sie mochte den Schauer, der sie erfasste, wenn sie sich, auf dem Kies im Seichten stehend, rasch bückte und zugleich umdrehte, um sich mit dem Rücken voran ins Wasser zu schieben, heftig strampelnd und mit den Armen wedelnd, damit sie schnell ins tiefere Wasser gelangte, das zwar um ein paar Grad kälter war, sie aber trug – denn das war es, was sie beim Schwimmen sosehr genoss: das Gefühl der Leichtigkeit, die Illusion des Schwebens aufgrund einer natürlichen Kraft, der sie sich gern überließ. Und dabei etwas Weiches um sich zu spüren, das sie streichelte wie tausend zärtliche Hände. Das Wasser war ein schaukelndes Bett. Sie stieß sich vom Grund ab, sie spreizte die Beine, sie hob das Becken, sie kreiste mit den Hüften, sie breitete die Arme aus, spritzte und sprudelte übermütig, die Gischt schäumte, Wasservorhänge glitzerten im Sonnenlicht. Ein sonderbares Spiel, hätte jemand vermutet, der sie beobachtete – oder bloß Wassergymnastik?

Viermal am Tag eine halbe Stunde und sie war gesättigt. Die übrige Zeit befasste sie sich mit Haushalt und Fotografie. Wollte sie die Fotos auf dem Computer speichern und bearbeiten, musste sie eine Gelegenheit abwarten, zum Beispiel, wenn ihr Mann ins WC verschwand oder wenn er sein Mittagsschläfchen hielt. Das Warten nervte, aber sie beherrschte sich: Der Mann arbeitete, sie tat alles zu ihrem Vergnügen, der Mann verdiente Geld mit dem Computer, sie war Nutznießerin seiner professionellen Geräte.

Dann war da noch ihre Korrespondenz, über die er sich wunderte. Sie schrieb regelmäßig Briefe an drei Freundinnen, die weit entfernt lebten, sodass Besuche eine Seltenheit blieben. Meistens verfasste sie drei Briefe wöchentlich, am liebsten abends vor dem Einschlafen, ans Kopfende des Bettes gelehnt, denn sie schrieb mit der Hand.

Du bist ein inhomogenes Fossil!, spöttelte er, digitale Fotografie und Photoshop, aber handschriftliche Briefe!

Natürlich vermutete er, dass sie sich bei den drei Freundinnen, Unbekannte für ihn, über ihre Ehe beschwerte und ihm die Schuld für alles zuschob, was ihr am Zusammenleben nicht passte, obwohl sie betonte, brieflich verriet sie keine Ehegeheimnisse. Wenn er auch noch anführte, dass sie selten Antworten bekäme und niemals so ausführlich, wie sie selber schriebe, wurde sie ärgerlich und fauchte ihn an: Ich schreib eben lieber an lebendige Menschen als in ein Tagebuch!

Es ist also eine Art Tagebuch?, fragte er, spöttisch lächelnd.
Nein, ein Briefroman!

In der zweiten Woche sah sie den Haubentaucher. Sie wusste nicht, ob Männchen oder Weibchen, der einzelgängerische Vogel schien sich nicht um seinesgleichen und auch nicht um andere Lebewesen zu kümmern, er baute kein Nest, versorgte keine Brut, hatte keine Pflichten, keine Gefährten: Er konnte Tag und Nacht tun, was er wollte. Beneidenswert, dachte sie und begann zu summen, während sie ihm zusah und dabei regungslos im brusttiefen Wasser stand. Er antwortete mit einer Art Schnarren, es klang nicht abweisend.

Die Sonne war plötzlich weg, das Wasser grau und das schöne, zitternde Spiegelbild des Haubentauchers verschwunden, übrig blieb der einsame Vogel mit dem zweigeteilten schwarzen Hütchen auf der Stirn und der hellbraunen Halskrause links und rechts, die er aufplustern konnte. Der spitze Schnabel sah nicht kämpferisch aus, sondern praktisch, kam ihr vor, ein Werkzeug. Sein Gesamteindruck war freundlich-philosophisch. Sie nahm ab nun die Kamera zum Badeplatz mit.

Auch andere Arten von Wasservögeln waren ihr aufgefallen: Rallen, die sie hübsch fand, weil sie eine sehr kompakte Körperform besaßen, nicht direkt kugelrund, aber auch nicht länglich, nein, irgendwie dazwischen, ideal geformt in ihren Augen, am liebsten hätte sie eines der Tierchen aufgenommen und seine Perfektheit betrachtet. Sie kannte die zweite Bezeichnung für

die glänzend schwarzen Rallen: Blässhühner, wegen des hellen Flecks über dem Schnabel. Täglich beobachtete sie mehrere Paare, zehn, zwölf Küken in einer Reihe hinter sich, unentwegt zart piepsend. Sie sah auch verschieden große Möwen im Flug, nie setzten sie in der Nähe auf, sie kreisten, das Ufer kontrollierend, und flogen weiter, dann noch größere schwarze Vögel, die sie für Kormorane hielt, jene gefräßigen Fischräuber, von denen sie beim Einkaufen im Dorf hatte reden hören, und natürlich die auffälligsten, die Schwäne, die sie nicht mochte, ihr Blick war stechend, ja drohend oder zürnend. Einige Stockentenpaare zogen umher, die Erpel schön bunt, ihre Begleiterinnen braun getupft.

Und das hier war der erste Haubentaucher, der ihr je begegnet war. Er hielt sich meist im Röhricht auf, paddelte aus der Bucht hinaus, kehrte zurück, schien es nie eilig zu haben und tat für gewöhnlich, als ob er sie nicht wahrnehme. Manchmal bildete sie sich ein, er habe sie erwartet und dulde es, dass sie ihm vorsichtig folgte. Er wurde ihr bestes Motiv. Anfangs suchte sie nach einem Namen für ihn, Ermano oder Hieronimus oder vielleicht Claudio, fand es aber dann kindisch. Außerdem: Jemand, der allein lebte, brauchte keinen Namen. Keiner rief ihn, keiner wollte etwas von ihm – wozu dann ein Name?

Etwas irritierte sie. Sie horchte.

Ella!

Ihr Name war Eleonore. Klangvoll, aber zu lang für einen ungeduldigen Mann.

Ella! Telefon! Wo steckst du?

Die Stimme kam aus dem geöffneten Küchenfenster und hatte einen grantigen Unterton. Eleonore schlang sich das Badetuch um die Hüften, wand das Haar zu einem Schwänzchen und presste das Wasser heraus, während sie zum Haus lief. Telefon, wie ärgerlich! Ein Anruf störte ihn bei der Arbeit und dann war der auch noch für seine Frau, die sich weigerte, ein eigenes Handy anzuschaffen.

Er reichte ihr das Mobiltelefon und flüsterte: Wem hast du denn meine Nummer gegeben? Du weißt doch, dass ...

Sie nahm das Handy und wandte sich ab.

Oh, Sie sind es! – Tatsächlich? Doch, täglich mehrmals. – Nein, mir ist bis jetzt nichts aufgefallen. – Weiß man schon die Ursache? – Ah, gut, ich melde es, wenn ich ein totes Tier finde. – Noch zehn Tage, vielleicht auch länger. – Ja, es gefällt uns sehr gut hier. Wir überlegen sogar, uns öfters einzumieten. – Nein, in unserer Bucht nicht, und das nächste Haus ist zweihundert Meter weit weg, hab ich gesehen. – Sagen Sie, könnte es die Vogelgrippe sein, die voriges Jahr ... – Hm, verstehe, das kann dauern. Ich melde sofort, wenn mir etwas auffällt. – Nichts zu danken, Herr Attwenger! Ihre Nummer seh ich auf dem Display!

Sie reichte das Mobiltelefon durchs Küchenfenster und sagte: Sei so lieb und schreib mir die Nummer auf einen Zettel, kann sein, dass ich sie brauche!

Brummend tat es ihr Mann, sie schüttelte das nasse Haar und zurrte das Badetuch enger um ihre Mitte.

Wollte er nicht wissen, wer das gewesen ist?

Nein, er war schon wieder in seine Arbeit vertieft. Sie würde es ihm beim Essen erklären, wenn er hungrig war, achtete er auf das, was sie sagte. Ab und zu konnte sie ihn dazu bewegen, dass er ein paar Schritte im Freien machte, während sie die Mahlzeit zubereitete, dann sah sie über die Schulter und beobachtete, wie er sich mit Knie- und Rumpfbeugen abmühte, drei, vier Runden ums Haus lief und hinterher schnaufte, als hätte er einen Fitness-Parcours absolviert.

Nein, von Sport hatte er keine Ahnung. Auch nicht vom Fischfang, für den sie sich interessierte. Aber er aß ohne zu klagen so oft Fisch, wie sie diesen auftischte; zwei- bis dreimal die Woche servierte sie gebratene Filets mit Kräuterbutter oder eine Fischsuppe. Als sie neulich wegen der Einkäufe im Dorf war, hatten die Männer an der Theke vom Postwirt, einem Gast-

haus mit eigener Metzgerei, wo es zudem fangfrische Reinanken und Saiblinge zu kaufen gab, über den leider nicht mehr so reichen Fischbestand gesprochen, während sie sich die Leberkäsemmeln zum Bier schmecken ließen. Sie hatte den Atem angehalten, der intensive Geruch von warmem Leberkäse bereitete ihr Übelkeit.

Von räuberischen Kormoranen war die Rede gewesen, von ausgesetzten Aalen, die sich unerwartet vermehrt hatten und seit vorigem Sommer die Fischbrut dezimierten. Von Netzen und Fangtiefe und Maschenweite hörte sie, von guten und weniger guten Fischgründen, von gesperrten Gebieten und von »Grünen«, »Geselchten« und »Stanglfischen«. Sie war länger im Geschäft stehen geblieben, als nötig war, trotz des Leberkäses, und hatte gefragt, ob vielleicht auch Hechte oder Karpfen gefangen würden. Eher selten, hatte sie erfahren. Wenn aber einer im Netz wäre, würde man sie verständigen. Ein Hecht – das wäre eine Überraschung für ihren Mann! Sie hatte also seine Handy-Nummer weitergegeben, und einer der Männer vom Gasthaus, Johann Attwenger, hatte sie jetzt angerufen. Aber es ging weder um Hechte noch um Karpfen.

Attwenger war Forstarbeiter und hatte ein Fischrecht gepachtet. In den beiden nördlichsten Buchten des Sees waren tote Wasservögel gefunden worden. Dreizehn bisher, Blässhühner, aber auch Haubentaucher. Das Gefieder der kranken Tiere war nicht eingefettet gewesen, es hatte sich mit Wasser vollgesogen und sie nach unten gezogen. Ursache der Krankheit unbekannt.

Der Bürgermeister hatte Badeverbot angeordnet, bis das Salzburger Labor die Untersuchungsergebnisse bekannt geben würde. In den anderen Buchten lag noch kein Grund für Alarm und Verbot vor. Vogelgrippe?

Sie schob den nassen Badeanzug hinunter, warf ihn ins Waschbecken und frottierte sich trocken. Wegen des Anrufs war sie heute noch nicht genug geschwommen. Sollte sie vor der Kochei ...? Nein, besser, sie suchte das Ufer in beiden Richtungen

ab, hoffentlich stieß sie dabei nicht auf eine Vogelleiche. Und schon gar nicht auf einen toten Haubentaucher!

Wegen der angriffslustigen Mücken zog sie eine lange Hose, eine langärmelige Bluse und Turnschuhe an, wollte eine Schirmmütze aufsetzen, weil die Sonne schon ziemlich hoch stand, fand aber in der Garderobe keine.

Ich geh das Ufer ab, sagte sie und blieb unter der Küchentür stehen. Er griff gerade nach der Tasse grünen Tees, der seine grauen Zellen anregen sollte, und schaute verständnislos über den Rand der Brille.

Okay?, fragte sie und stahl sich ein paar Apfelspalten vom Obstteller, der für ihn bereit stand, er nahm sich auch eine, antwortete aber nicht.

Nach Süden führte der Uferweg ein Stück an einer buckligen sauren Wiese entlang, Spiräen blühten in hellgelben Büscheln, eine Königskerze, mannshoch, zog die Hummeln an, sie schaute ihnen ein Weilchen zu. Dann kam sie in das Wäldchen, das sich beiderseits der Mündung des Frühlingsbachs dahinzog. Die Vermieterin hatte ihnen den Namen genannt, jetzt erinnerte sie sich daran und blieb auf der Holzbrücke stehen, schaute bachaufwärts und bachabwärts. Lauter blendend weiße Steine in allen Größen, einer davon war riesig, wie ein Findling, auf ihm wuchs eine Krüppelbirke, das Bachbett war beinahe ausgetrocknet. In der ersten Gewitternacht, die sie am See erlebten, hatte sie eine halbe Stunde nach dem schweren Regen ein anhaltendes Rumpeln gehört und nicht gewusst, woher das Geräusch kam, dann war ihr eingefallen: Es ist der Bach, der führt jetzt Wasser.

Der Frühlingsbach könnte ein Bach für alle Jahreszeiten sein, dachte sie, ein Leben am See konnte sie sich gut vorstellen, das Gartenhaus hätte ihr genügt. Leider hatte es keine Heizung.

Der Schilfgürtel begann hinter dem Wäldchen. Hier gab es einen verfallenen Zaun, man konnte leicht darüberklettern.

Anscheinend hatte sich lange niemand um dieses Grundstück gekümmert. Das Haus stand weiter vom Seeufer entfernt als das ihre, alle Jalousien waren zu. Die Leute machen erst später im Sommer Ferien, dachte sie, oder das Haus steht überhaupt leer. Es wäre nett gewesen, Nachbarn kennen zu lernen und zu einem Grillabend einzuladen, mit Würstchen und Bier, für die Frauen Longdrinks, Gin-Tonic, und Ribiselörtchen oder lieber Marillenkuchen? Sie merkte, dass sie hungrig war. Und durstig. Sie hatte nicht daran gedacht, eine Wasserflasche mitzunehmen.

Was fantasierte sie da vom Grillen – ihr Mann würde sie auslachen: Kleinbürgerin! Sie nahm den Pfad durch das Schilf und stieß auf ein Zelt. Ein Zelt hier im Naturschutzgürtel? Es war aus grüngrauem Stoff, Militär-Tarnfarben, schlecht gespannt, der Reißverschluss zu, die Kanten ausgefranst, uralt. Auf keinen Fall das Zelt eines Touristen! Aber wer sonst zeltete hier? Ein doppelter Steinkreis verriet die Kochstelle, im Mittelpunkt verbrannte Erde.

Sie war versucht, sich in der Nähe genauer umzusehen, verzichtete jedoch darauf, weil sie an ihre Aufgabe dachte, nach kranken oder gar toten Wasservögeln Ausschau zu halten, bisher zum Glück erfolglos. Sie hatte keine Uhr mit und schätzte, dass sie bald umkehren musste, den nördlichen Uferteil wollte sie sich für den Nachmittag aufsparen. Ihr war ohnehin schon viel zu heiß, die Sonne drückte auf Nacken und Schultern wie ein schweres Joch, der Schweiß rann ihr vom Haaransatz über Stirn und Schläfen. Sie spürte Tropfen unter der Nase, schnaubte und presste die Lippen zusammen.

Da hörte sie ein Rascheln im Schilf und dann das näherkommende Geräusch von schweren Stiefeln. Etwas schnürte ihr die Brust ein, seltsam, fast unheimlich, sie war für gewöhnlich nicht ängstlich. Quatschend und saugend kamen die Schritte näher. Bewegungslos horchte sie. Der erste Impuls war gewesen, wegzulaufen, bis zum Zaun, dann aus sicherer Entfernung zurückzuschauen, die andere Möglichkeit war, tapfer stehen zu bleiben

und sich dem Unbekannten zu stellen. Sie brauchte sich nicht zu entscheiden, es geschah wie von selbst: Etwas blendete sie und zugleich verlor sie den Boden unter den Füßen, aber sie fiel nicht hin, es war, als ginge sie plötzlich durch die Luft, wankend, doch ohne Angst, alles war blau, innen und außen, war sie im Himmel, im See?, blau blau blau, in den schönsten Abstufungen, und es war gar nicht nötig zu denken, »es« dachte für sie, »es« zog sie voran, und sie tauchte ein, die Brust wurde wieder weit, sie atmete leicht und mühelos, und endlich wusste sie, wer sie begleitete, bei dem, was sie erlebte in diesem Tauchgang oder Flug: der Haubentaucher.

Sie sah ihn neben sich und sah wunderliche Federn an sich wachsen, Gefieder bedeckte ihren verwandelten Leib, weiß der lange Hals und weiß die Brust, gelb die Seiten und hellbraun geringelt die Flügel, und jetzt waren es zwei einander gleichende Wasservögel, die tanzten und spielten und schwammen, und alles war Lust und Freude, eins mit der blauen Luft, dem blauen Wasser, bis sie merkte, wie sie festgehalten wurde, und etwas in sie eindrang, das köstlich war, wie sie es noch nie gespürt hatte in ihrem ganzen Leben als Haubentaucherin –

Sie öffnete die Augen. Ihr Mann stand vor dem Sofa, neben ihm eine orangerot gekleidete Frau, die sich herunterbeugte, ein blinkendes Licht erhellte das Fenster, ein Motor brummte draußen in der Dämmerung.

Wo bin ich?, fragte ihre Stimme, die sie nicht beherrschte, sie hörte sich selber zu, wie sie die klassische Frage einer Verwirrten stellte.

Aber von wo war sie zurückgekehrt? Das war wichtiger, viel wichtiger. Sie dachte darüber nach und verstand nicht, was die Ärztin antwortete, denn dass die Frau eine Ärztin sein musste, war ihr inzwischen klar. Sie sah auch den Mund ihres Mannes, der sich öffnete und schloss, also redete er mit ihr. Wartet!, wollte sie rufen, aber sie hatte es nur gedacht.

Geschehen lassen, dachte sie, einfach alles geschehen lassen. Auf ihrer Stirn lag ein nasses Tuch, die Ärztin hielt ihr Handgelenk und las den Puls ab.

Seit wann haben Sie Ihre Frau vermisst?

Irgendwann am Vormittag muss sie losgezogen sein.

Und Sie haben nicht nach ihr gesucht?

Ich war an der Arbeit.

Wo haben Sie sie gefunden?

Jetzt antwortete eine andere, eine ihr fremde männliche Stimme:

In der Nähe des Brunner Stegs, wo ich meinen Beobachtungsposten hab. Sie muss schon ziemlich lang dort gelegen sein, bis ich sie entdeckte. Erst nachdem ich mir was zum Essen gerichtet hatte und mich wieder an die Arbeit machte, kam ich zu der Stelle, wo sie lag. Ich hab sofort an einen Sonnenstich gedacht, sie trug nichts am Kopf. Ich hab probiert, ihr Wasser einzufloßen, aber sie ist nicht zu sich gekommen.

Danke, dass Sie sie hergebracht haben.

Das war wieder ihr Mann. Er unterhielt sich weiter mit dem Fremden.

Für wen arbeiten Sie?

Für das Konrad-Lorenz-Institut in der Grünau. Wir beobachten die Wasservögel, mein Kollege ist am Südufer. Eine Krankheit grassiert unter den Blässhühnern und Haubentauchern.

Das letzte Wort hatte sie ins Bewusstsein zurückgerufen. Sie wollte sich aufsetzen, doch die Ärztin drückte sie aufs Sofa zurück.

Wo ist er?

Wen meinen Sie?

Den Haubentaucher!

Es ist alles in Ordnung, machen Sie sich keine Gedanken!, sagte der Mann, wir suchen das gesamte Seeufer ab. Ich muss wieder auf meinen Posten. Gute Besserung! Und gehen Sie um die Mittagszeit nicht mehr ohne Hut in die Hitze!

Sie schloss die Augen, öffnete sie aber sofort wieder, schüttelte die Hand der Ärztin ab, stützte sich auf den Ellenbogen auf und schaute dem Mann nach.

An seiner linken Hand baumelte ein Plastiksack, oben aus der Öffnung ragten zwei Schwimmfüße mit grauen geriffelten Hautlappen. Sie bewegten sich nicht.